

Digitales Wohnzimmer?

Zum Stellenwert von Privatsphäre in den Selbstdarstellungen Jugendlicher im „Social Web“

Die medien-impuls-Tagung am 23. Juni 2009 in Berlin

Auf Kinder und Jugendliche übt das Internet als kaum regulierter, offener sozialer Kommunikationsraum eine hohe Faszination aus. Für viele sind Gesprächsplattformen und soziale Netzwerke wie schülerVZ, lokalisten etc. und Plattformen zum Austausch von Daten wie YouTube oder MySpace längst Teil ihrer Lebenswelt geworden. Um die Potenziale, aber auch um die Risiken für Kinder und Jugendliche in den virtuellen Social Communities kreiste die medien-impuls-Tagung am 23. Juni 2009 in Berlin, die dieses Mal schwerpunktmäßig von der Freiwilligen Selbstkontrolle Multimedia-Diensteanbieter e. V. (FSM) ausgerichtet wurde. Im Mittelpunkt stand die Frage, wie eine sinnvolle Regulierung unter Jugendmedienschutzgesichtspunkten in diesem sensiblen Bereich der von Nutzern selbst generierten Inhalte aussehen kann und sollte. Da die jugendlichen Nutzer in ihren medialen Selbstdarstellungen in den Augen Erwachsener allzu sorglos ihre personenbezogenen Daten (Vor-, seltener auch Nachnamen, Fotos, Freundeskreis bis hin zu [E-Mail-] Adresse

und Handynummer) veröffentlichen und das Internet dabei – mitunter im erklärten Gegensatz zur elterlichen Wohnung – vielfach als ihren privaten Raum wahrnehmen, bestand während der Podiumsdiskussion Konsens, dass der Stärkung kritischen Bewusstseins durch Eltern und Pädagogen Vorrang eingeräumt werden müsse. Gleichzeitig müssten jedoch auch die Anbieter ihre minderjährigen, zumal die unter 16-jährigen Nutzer durch entsprechende Voreinstellungen hinsichtlich der Einsehbarkeit von Nutzerprofilen vor sich selbst schützen, was teilweise schon geschieht. Die Stärkung kritischen Bewusstseins durch Eltern und Pädagogen erweist sich in der Praxis jedoch als schwierig, weil ihre Glaubwürdigkeit darunter leidet, dass sie an technischer Kompetenz ihren Schützlingen weit unterlegen sind. Im Social Web bewegen sich die Erziehenden, wenn überhaupt, nur sehr unbeholfen: Sie wollen Medienkompetenz für das Web 2.0 vermitteln, besitzen selbst aber keine. Ein Eltern- oder LehrerVZ könnte die Lösung sein, schlug ein anwesender Schüler vor.

Leonard Reinecke von der Hamburg Media School erörterte in seinem Vortrag zum Stellenwert von Privatsphäre und Selbstoffenbarung im Social Web den Begriff der Privatsphäre aus psychologischer Sicht: als Möglichkeit, selbst zu entscheiden, in welcher Situation ich mich wem öffne oder nicht, wem ich in welchem Umfang Zugang zu meinem Selbst gewähre, als Schutz vor sozialer Kontrolle und Freiheit von gesellschaftlichen Zwängen. Dabei wurde deutlich – in empirischer Hinsicht untermauert durch die Ergebnisse von User-Befragungen in den USA –, dass Privatsphäre eine zentrale psychische Ressource und grundlegend für die Autonomie des Selbst ist. Das Bedürfnis nach Privatsphäre ist ein archaisches menschliches Grundbedürfnis, das nicht durch technische Neuerungen obsolet werden wird, wenn gleich diese – wie andere historische Entwicklungen auch – die Vorstellungen des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatheit sicherlich verändert haben und noch weiter verändern werden. Dem Grundbedürfnis nach Autonomie und entsprechen-



Leonard Reinecke



Niels Brüggem

den Rückzugsräumen steht das Grundbedürfnis nach Vergemeinschaftung, Anerkennung und Beziehung gegenüber, wie es sich in der Web 2.0-Begeisterung vieler Jugendlicher spiegelt. Da nutzergenerierte Inhalte ebenso wie nutzerbezogene Daten „der Treibstoff des Social Web“ sind, schafft dieses Anreize, anderen Einblick in vormals private Informationen und Lebensbereiche zu gewähren. Selbstoffenbarung wird im Web 2.0 positiv verstärkt, stellt die Eintrittskarte in soziale Netzwerke dar. Reinecke nennt das Beispiel der Lokalisten, die fordern, ein Foto einzustellen, ansonsten wird das Porträt des Users um das Bild eines schnell alternden Avatars ergänzt. Verschiedene Faktoren begünstigen die freiwillige Preisgabe von Privatsphäre im Social Web: die (vermeintliche) Anonymität, die Tatsache, dass die Selbstoffenbarung den Aufbau von Interaktionen und Beziehungen überhaupt erst ermöglicht und mit ihrem Ansteigen weiter befördert. Das Fehlen sinnlich wahrnehmbarer sozialer Hinweisreize verwischt das Bewusstsein von Hierar-

chien, die Kontrollierbarkeit in der Kommunikationssituation suggeriert, dies würde auch für den weiteren Verbleib der Daten gelten. US-amerikanischen Studien zufolge haben die Akteure des Web 2.0 ein ebenso großes Bedürfnis nach Privatsphäre wie Internet-„Abstinenzler“; für die Nutzer des Social Web stellen Privatsphäre und Selbstoffenbarung keine Antagonisten dar, sondern fordern zum Spagat heraus. Letztlich, so Reinecke, müsse eine spezifische Medienkompetenz für das Social Web wohl erst noch entwickelt werden.

Niels Brüggem vom JFF (Institut für Medienpädagogik in Forschung und Praxis) zeigte anhand von Analysen von Nutzerprofilen und der Spezifik jugendnaher Plattformen, wie stark die Möglichkeiten des Social Web den spezifischen Entwicklungsaufgaben Jugendlicher entgegenkommen. In den Selbstdarstellungen und Selbstinszenierungen Jugendlicher stehe dabei häufig der Modus des Zeigens, das Erzählen durch Bilder und Filmschnipsel im Vordergrund. Bei den eher produktorientierten Plattformen

(YouTube, MySpace) ergeben Collagen medialer Vorlieben ein Bild des Selbst, wie man es anderen präsentieren möchte.

Dr. Jeffrey Wimmer von der TU Ilmenau nahm abschließend das Internet noch einmal als – realen und gedachten – Ort von Utopien und Widerständigkeit in den Blick. Er betonte hinsichtlich der Möglichkeiten und Grenzen der Selbstregulierung in Internetcommunitys, dass jedwede Regulierung dem Leitgedanken des Internets, dem des mündigen Nutzers und der vollkommen egalitären Partizipation aller widerspreche und dass durch Regulierung Eigenverantwortlichkeit gedämpft werde. Andererseits sei für die Plattformbetreiber die Zufriedenheit der User entscheidend – und um die zu erreichen und zu sichern, sind mitunter Regeln und Verhaltenskodizes durchaus hilfreich.

Christina Heinen



Jeffrey Wimmer



Nikolai Neufert, Bettina Sieding, Philippe Gröschel (v. l. n. r.)



Christiane von Wahlert, Heiko Zysk, Grietje Staffelt (v. l. n. r.)